

## Luftgasangriff

Von E. K. Belzig.

Die Versuche mit der chemischen Waffe in der Militärfahrt, die zuerst von den Amerikanern und neuerdings auch von den Sowjets angestellt wurden, sollen die in sie gesetzten Erwartungen nicht befriedigt haben. Die Russen führen dies „Verlegen“ zum größten Teil auf den Umstand zurück, daß eine wirksame Geländeverleumdung eine für den jetzigen Stand der Luftstreitkräfte viel zu große Mengenbedeckung chemischer Kampfstoffe bedingt. Dazu käme noch die leichtflüchtige Art der meisten „Gase“, die einem Gasangriff aus der Luft die wünschenswerte Wirkung nähme.

Alle diese Versuche können sich nicht auf kriegspraktische Erfahrungen stützen, denn weder im großen Kriege, noch in den letzten Konflikten in Mandschukuo kamen Luftgasangriffe zur Ausführung. Der Schweizer Hauptmann Diplomingenieur Dr. W. Volkart nahm kürzlich in längerer Ausführungen Stellung zu den Anwendungsmöglichkeiten von chemischen Kampfstoffen bei Luftangriffen. Der Gelehrte führte u. a. aus, daß die in letzter Zeit von französischen Seite so oft betonte gegebene Erfindung neuer chemischer Kampfstoffe von einer alles vernichtenden Kraft stark übertrieben sei. Denn sollte ein solches Wundergas von Chemikern Frankreichs wirklich erfunden worden sein, so sei zu berücksichtigen, daß all die bekanntgegebenen Erfolge lediglich Laboratoriumserfolge sind. Der große Krieg aber habe gelehrt, daß gerade die „hochwertigen“ Gase nicht immer die militärisch wertvollsten seien!

Die Versuche der Sowjets mit der chemischen Waffe bei Luftangriffen erbrachten einige, gerade für Abwehrmaßnahmen beachtliche, Aufschlüsse. So war zum Beispiel wertvoller Ziele mit Gasbomben im feindlichen Hinterland eine riesige Anzahl modernster Nachtbomber erforderlich. Die Ladung der schweren Nachtbomber betrug 2000 Kilogramm Gasbomben, die kleineren, schnelleren Tagbomber schleppten je 600 Kilogramm mit sich. Schon bei einem Anflugweg von 250 Kilometern zeigte es sich, daß die Flugzeuge mit der genannten Menge überladen waren. Das Ladegewicht mußte bei einem Flug von 250 Kilometern um 25 v. H. und bei 475 Kilometern gar um 50 v. H. ermäßigt werden.

Dagegen konnten die Flugzeuge, die den chemischen Kampfstoff aus großen Behältern abregnen ließen, viel mehr reinen Giftstoff mit sich führen. Bei diesem Verfahren fällt das Gewicht für die Mäntel oder Hülsen der Gasbomben fort. Die Höhe, die ein wirkungsvolles Abregnen des Giftes bedingte, war so gering (zwischen 200 bis 400 Meter!), daß im Ernstfall ein solcher Angriff auf ein einigermaßen geschütztes Ziel kaum durchführbar sein dürfte.

Hauptmann Volkart machte eingehende Versuche mit dem Giftgas. Seine Versuche ergaben, daß wenigstens 10 bis 2 Gramm Giftgas zur Verleumdung einer Fläche von einem Hektar notwendig sind. Nach diesen Versuchen wären zur Verleumdung eines angenommenen Gebietes von rund 15 Quadratkilometern (wertvolle Industrieanlagen und lebenswichtige Betriebe) — theoretisch 150 Tonnen Giftgas nötig. Die russischen Manöver — es handelte sich bei diesen Übungen natürlich um Versuche in viel kleinerem Rahmen — bewiesen, daß in der Praxis die oben genannte Menge nicht genügen würde. 150 Flugzeuge modernster Bauart, welche diese Menge schleppen könnten (jeder Bomber mit 1000 Kilogramm Kampfgas — Reingewicht — beladen), hätten diesen Angriff nicht nur gleichzeitig, sondern auch mit einer vollkommenen Sicherheit durchzuführen. Außerdem

## Die Weihnachts-Sammelabzeichen des WHW AM 2. DEZEMBER



AUS DEUTSCHEN HEIMARBEITSGEBIETEN

um die Gaswirkung möglichst lange zu erhalten, eine dreimalige Welle, die alle 30 Minuten wiederkehrt, notwendig sein. Das heißt also: die 150 Flugzeuge hätten dreimal die Ladung von 150 000 Kilogramm Giftstoff über das Ziel zu bringen. Amerikanische, englische und französische Wurzungen aus mittleren und größeren Höhen zeigen — im friedlichen Manöver —, daß die Treffsicherheit nicht über 50 v. H. hinausgeht. Daher ist anzunehmen, daß im Kriege, unter erschwerten Umständen und hauptsächlich aus noch größeren Höhen, diese 50 v. H. Treffsicherheit bei weitem nicht erreicht werden dürfte.

Die russischen Versuche erbrachten aber noch eine vielleicht wichtigere Feststellung! Sie zeigten, daß es gewisse Landstriche gibt, die gegen Gasbombenangriffe einfach immun sind. Das Wetter über ihnen machte ein Verleunden der Gegend zeitweise unmöglich. Da über diese, in Russland festgestellten Tatsachen genaue Einzelheiten nicht zu erfahren sind, mögen die Beobachtungen des Hauptmann Volkart, welcher ähnlich gelagerte Verhältnisse in der Schweiz feststellte, hier erwähnt werden.

„An durchschnittlich 46 Tagen des Jahres liegt in Zürich Schnee. Dieser verleiht die Gasampfstoffe und macht sie unwirksam. An rund 85 Tagen ist die Temperatur unter 0 Grad, so daß alle Gasampfstoffe durch Erniedrigung ihres Dampfdruckes viel langsamer verdampfen — wenn sie überhaupt tun — und in ihrer Wirkung kolossal verzögert werden. Etwa 100 Tage sind Regentage. Wasser aber zerstört die Kampfstoffe und nimmt ihnen ihre Wirkung. An etwa 25 Tagen wird Wind über fünf Meter je Sekunde verzeichnet, der den verdunstenden Kampfstoff zu rasch mit Luft verdünnt. Etwa 40 Hochsomertage verflüchtigen die

chemischen Stoffe zu rasch, ehe sie überhaupt zur Wirkung gekommen sind. Wenn man demnach in Betracht zieht, daß das Wetter weder zu kalt noch zu heiß, weder naß, neblig oder windig sein darf, dann kommt man auf etwa 250 Tage im Jahr, an denen ein Gasangriff keine oder nur ganz geringe Aussichten auf Erfolg bietet.“

Eine völlige Sicherheit gegen Gasampfstoffe kann nicht gegeben werden. Ein Volk, gegen das Krieg geführt wird, muß trotz aller passiver Schutzmaßnahmen damit rechnen, einen Teil seiner Volksgenossen zu verlieren. Daß diese Opfer klein bleiben, ist jedem Volke durch die Schaffung eines aktiven Luftschutzes in die Hand gegeben.

## Kranke Weine

Es ist keine erfreuliche Aufgabe, von kranken Weinen zu sprechen. Der Wein als der Freudenbringer des Lebens sollte gepriesen und bejungen werden, denn Wein und Freude gehören nun einmal von altersher zusammen. Und wenn er grünlichgelb im Glase glänzt und mit keiner Blume die Sinne umschmeichelt, wer sollte dann nicht den Wein als die köstliche der Gottesgaben preisen! Aber der Weindoktor kennt auch die andere Seite. Er weiß um die Räte des Winzers und sieht im Wein nicht nur den Sorgenbrecher, als der er dem trinkfreudigen Zecher erscheint, sondern oft nur das Sorgenkind des geplagten Kellermeisters. Er weiß, daß auch der Wein seine Fehler und Krankheiten hat, und daß es zuweilen schwer ist, ihn von solchen Leiden zu heilen. Denn da ist guter Rat oft teuer. Der Wein ist ein sehr empfindlicher Patient und verträgt keine scharfen Mittel und Kuren. Leicht fällt er wieder um und alles Bessere und Schöne bleibt dann ohne Erfolg. Ein wirklich kranker Wein ist zum Glück ein hoffnungsloser Fall.

Der Herbst 1934 hat uns leider solche Fälle in überprophetischer Zahl gebracht. Es war zu heiß während der Reife und die Gärung setzte zu schnell und zu früh ein. In den warmen Kellern entwickelten sich neben der Hefe auch Bakterien aller Art. Hier wurde der Keim gelegt zu den zahllosen Erkrankungen, die im Laufe der letzten Wochen zum Vorschein gekommen sind und die manches Winzers Herz mit Sorge und Enttäuschung erfüllen.

Wer gutem Rats folgend keine Note vor der Gärung schmeckte, wer gleich nach der Gärung die Hässer auffüllte und den Abtrieb rechtzeitig vornahm, der weiß freilich nichts von diesen Sorgen und Räten. Der freut sich heute über seinen gelunden, laubenden Wein und lobt den Jahrgang 1934, daß er alles gehalten habe, was er versprochen.

Anderer sieht es dort aus, wo man aus Verzweiflung oder aus laider Ueberlegung das Schweißen der noch süßen Note versäumt, wo man den Keller warm hielt und die Hefe aufzührte, um die „Nachgärung“ zu beschleunigen. Dort hat man alles getan, was der Vernunft und der tellermittelwirtschaftlichen Erkenntnis entgegensteht. Man hat die Krankheiten gefördert, statt sie zu bekämpfen, das Verderben beschleunigt, statt es aufzuhalten.

Heute ist da kaum noch zu helfen. Die Weine zeigen fast durchweg den sogenannten *Milchsäurefäule*, eine Krankheit, die bei uns selten ist, zu deren Enttückung aber die Säurearmut der 1934er Weine und die hohe Kellertemperatur alle Vorbedingungen schuf. Soweit sich nicht neben oder aus dem Milchsäurefäule schon ein Essigsäurefäule entwickelt hat, kann durch harte Schweißelung mit 12 bis 15 Gramm Kaliumpermanganat pro Hektoliter durch Filtration und durch sehr kühle Lagerung dem weiteren Verderben noch vorgebeugt werden. In den meisten Fällen zeigen aber die Kostprobe und die chemische Untersuchung übereinstimmend, daß schon größere Mengen flüchtiger Säuren vorhanden

## Die Gemeindelast

ROMAN VON GERT ROTHBERG

110. Fortsetzung.

Die schöne, kleine Christa! Die ganz anders war, als die hübschen, rotbackigen Bauernmädchen ringsum, der die jungen Bauernjöhne in Scharen nachliefen, trotzdem sie doch alle wußten, daß Christa arm war.

„Christel!“  
Der Oberhofbauer stüsterte den Namen. Und seine Augen brannten auf der schlanken, kraftvollen Gestalt seines Sohnes, der an Christel vorüberging, als sei er blind. Er sprach freundlich mit ihr, er ging mit ihr und dem Vater auch zur Kirchweih, aber was alle anderen jungen Männer sahen, das schien er nicht zu bemerken.

Würde es immer so bleiben? Würde Ernst in den nächsten Jahren doch eine andere heiraten? Und wen? Freie kam längst nicht mehr in Frage. Der Simanhof war unter den Hammer gekommen. Eine Schande, die der stolze Oberhofbauer lange nicht verwinden konnte.

Christel!  
Der Oberhofbauer dachte daran, daß er immer gehofft, Ernst würde die kleine, schöne Christel heiraten. Aber — hatte er es wirklich — gehofft? Hatte er es nicht vielmehr — gefürchtet? Und war er insgeheim nicht froh, daß der Sohn sich nichts aus dem Mädchen machte? Keine Beschönigung half! Es war schon so! Er, der Vierundfünfzigjährige, liebte Christa!

Stärkte denn der Himmel nicht ein über dieser Erkenntnis? Und — piffen es die Spazier nicht hohnlachend im Gebüsch, irrillerte es die Berge nicht schadenfroh droben in den Wäldern: „Ein Vierundfünfzigjähriger liebt ein Mädchen von zweiundzwanzig!“ War es so furchtbar? War es nicht auch schon dagewesen? War er nicht ein Narr, den man einsperren mußte?

Hell und klar klangen die Sensen durch die Stille. Die Sennen, die unbarmherzig das fastige Gras und die vielen bunten Blumen umlegten.

Was würden die Leute sagen, wenn sie wüßten —? Wieso wüßten?

Wer sollte denn von dieser Karreitei des Oberhofbauern etwas erfahren? Er selbst würde nie mit einem Menschen darüber sprechen.

Christel!  
Wenn sie ihm ein bißchen gut sein könnte! Wenn ihre Dankbarkeit sie den Altersunterschied vergessen ließe! Wenn das Glück auch noch einmal zu ihm käme! Wenigstens für einige Jahre — ehe er starb. Er hatte doch eigentlich bisher so gar nichts vom Leben gehabt. Nur Arbeit und Pflichten. Nichts weiter! Er hatte nicht wieder geheiratet. Deshalb hatte er es eigentlich nicht getan? Dann wäre er davor verschont geblieben, jetzt auf seine alten Tage noch an Liebe denken zu müssen.

Liebe!  
Hatte er früher dieses Wort nicht stets belächelt? Und heute, wo sie ihm kaum noch geschenkt werden würde, heute dachte er sich diese früher stets verachtete Liebe als das Nützlichste, was dem Menschen auf dieser Welt begangen konnte.

Wenn Christel ihn zum Manne nähme.  
Der Oberhofbauer duckte sich.  
Es war ein Verbrechen, auch nur daran zu denken. Dies Mädchen blickende, zarte Schönheit mußte einem jüngeren Mann gehören. Das andere wäre doch nur Unmatur!

Der Oberhofbauer wandte sich zum Wehen. Aber seine Schritte waren langsam müde. Und wieder kamen ihm beim Dahinschreiten die Gedanken an Christa.

Ob einer der Großbauern sie wirklich heiraten würde? Und wenn der dann nicht gut zu ihr war, nachdem sich der erste Blausch gelegt hatte? Nein! Das durfte nicht sein! Christa mußte in rechte Hände kommen. Sonst mochte sie lieber auf dem Oberhof bleiben.

Gewiß, solange er lebte, war sie dort geborgen vor aller Not. Wenn aber Ernst eines Tages heiratete, und eine junge Frau auf den Hof kam, dann mußten sich allerlei Unstimmigkeiten ergeben, soviel war jetzt schon klar.

Weshalb eigentlich ging Ernst an Christa vorüber? War er denn in diesem Falle mit Blindheit geschlagen? Wenn der Sohn Christa heiraten würde, dann wäre alles gut. Und er, der Vater, hätte seine törichte Liebe ganz tief in seinem Herzen zu verschließen. Für ihn mußte es genügen, sich am Glück der Jungen sonnen zu dürfen.

Zief atmete der Oberhofbauer auf.  
Seinem Sohne würde er Christa gönnen. Sonst keinem! Keinem!

Aber Ernst blieb gleichgültig!  
Hatte er am Ende eine schlimme Erfahrung hinter sich? Aus der Zeit, als er so viele Jahre von daheim fort war? Und mochte er nun vorläufig nichts von einer Heirat wissen?

Daß in seinem Jungen ein starker Mannesstolz schlummerte, war dem Oberhofbauern nicht fremd. Mädels hätte der hochgewachsene, schlank Ernst Oberhof in Menge haben können. Doch als Frau war ihm keines gut genug gewesen.

In letzter Zeit war Ernst etwas zugänglicher geworden. Nicht mehr so finstern und schweigend. Aber Christa betrachtete er immer noch als die Waise, von der der Vater wünschte, daß man sie gut behandle. Das hatte der Sohn getan! Ganz gewiß konnte man sich da nicht beklagen! Aber sonst blieb er dem Oberhofbauern ein Rätsel.

Und dennoch freute es ihn.  
So furchtbar egoistisch ist die Liebe!

In letzter Zeit kamen die Jettloffs häufig auf den Oberhof. Im Dorfe tuschelte man schon, denn der Schulze hatte eine Anspielung gemacht, als leghin Ernst mit der Tochter gemeinsam von der Kirche nach Hause gegangen war.

Katharine Jettloff war ein nettes Mädchen mit schwarzen Kirchengaugen und dunklen Haaren. Sie strahlte vor Gesundheit und lachender Jugend. Man war schon immer mit den Oberhofs befreundet gewesen, und seit Ludwig Jetter, mit dem Katharine verprochen gewesen, im Krieg geblieben war, mußten sich die Jettloffs doch nun langsam nach einem anderen Schwiegerohn umsehen. Denn sie hatten nur diese eine Tochter, die später den Hof erben sollte. Wenn die jetzt noch den Oberhofsohn bekam, wurde das die reinste Millionenherde.  
(Fortf. folgt.)



find, daß also die Erkrankung bereits in ihr letztes Stadium eingetreten ist und die Weine durch Selligkeit rasch verderben.

Verkäuflich sind solche Weine nicht mehr. Sie gelten als verdorben im Sinne des Lebensmittelgesetzes und dürfen nicht mehr in Verkehr gebracht werden. Da es sich oft um erhebliche Mengen handelt, ist kaum eine Möglichkeit gegeben, sie im Haushalt des Wingers zu verbrauchen. Auch die Essigfabriken lehnen Weine ab, die neben flüchtigen Säuren noch andere unsaure Geschmacksstoffe enthalten, und den gleichen Schwierigkeiten begegnen man bei der Abfüllung, die Weine zu brennen. Es wird also sehr schwer sein, Mittel und Wege zu finden, wie die verdorbenen Weine noch verwertet werden können.

Dringend abzurufen ist von allen „bewährten“ Hausmitteln, wie Umhängen, Entäuern, Einhängen von Kalbfleisch und Kohlrüben. Sie verursachen nur Kosten und sind entweder wertlos oder beschleunigen sogar das endgültige Verderben. Gabe es ein Mittel, den verdorbenen Wein wieder in Ordnung zu bringen, so würde es von den maßgebenden Stellen mit allen Mitteln der Propaganda empfohlen. Aber ein solches Heilmittel gibt es nicht. Der Ablauf des Geschehens läßt sich nicht mehr rückwärts schrauben und ein wirklich kranker Wein läßt sich nicht mehr gesund machen. Wo noch etwas zu retten ist, geschieht es durch Schwefeln, Filtration (wenn möglich Entfeimung) und leichte Lagerung. Diese Mittel unterdrücken die Lebensfähigkeit der Krankheitserreger und bringen die Krankheit zum Stillstand.

Sind auch die Weine nicht mehr zu retten, so wende sich alle Sorge des Kellerwirts den Fässern zu. Was hier verläumt wird, kann sich im nächsten Jahre bitter rächen. Durch Dampfen, Stößen, starkes Einbrennen sorge man für Vernichtung der im Holz stehenden Bakterien. In jedem Falle ziehe man den Käsemeister zu Rate, der sich auf die Behandlung verdorbener Fässer versteht. Keine Mühe darf zu groß sein, um wenigstens die Weine des nächsten Jahrganges vor Krankheit und Verderben zu bewahren.

Der mit so vielen Erwartungen begrüßte Jahrgang 1934 wird viele Winger enttäuscht und manchen eine bittere Lehre gegeben haben. Sie mühten einsehen, daß man an den Erkenntnissen der Wissenschaft nicht vorübergehen darf, daß man nicht Verben achtlos in den Wind schlagen darf, die aus Ueberzeugung gegeben wurden und aus dem Bestreben heraus, die Kellerwirtschaft im Lande zu heben und zu bessern. Wenn irgendwo ein Wort Berechtigung besitzt, so gilt für die Kellerwirtschaft der Satz, daß Vorbeugen stets besser ist als Heilen.

**Hochschwarzwald schneefreie deutsche Gebirgsgegend**

Auf Grund langjähriger Beobachtungen und Untersuchungen hat eine Autorität auf dem Gebiete der Klimatologie, Direktor Dr. Poppler, von der Badischen Landeswetterwarte in Karlsruhe, den Hochschwarzwald oberhalb der Grenze von 1200 Meter als das schneefreie Gelände aller deutschen Mittelgebirge erklärt. Vorgenommene Vergleiche haben ergeben, daß der Schwarzwald in gleicher Höhe wie der Brocken im Harz und wie die Schneelappe im Riesengebirge günstiger Schneeverhältnisse aufzuweisen pflegt und auch als durchaus inständiger angeprochen werden darf. Dr. Poppler ist ferner zu dem Schluß gekommen, daß von dem vier Monate währenden Zeitraum der Winterportraits von Dezember bis März im Durchschnitt in 680 Meter Meereshöhe ein Monat, in 780 Meter Meereshöhe zwei Monate, in 850 Meter Meereshöhe drei Monate und oberhalb 1200 Meter Meereshöhe volle vier Monate zur Ausübung des Skilaufes zur Verfügung stehen. Die Kammlagen des Hochschwarzwaldes können auch in schneearmen Wintern als sportlicher besichtigt werden. Der gesamte weithin sichtbare Teil des Schwarzwaldes bis zur Hochschwarzwaldgrenze ist infolge seines Niederschlagsreichtums durch unmittelbare Entladung der vom Rhein herüberziehenden Wolkengebirge beträchtlich schneefreier und sportlicher als der Ostschwarzwald und seine Ausläufer, zu denen u. a. auch das Bauriedland gehört, das relativ geringere Schneehöhen aufweist, als gleich hohe Bergabschnitte des Westschwarzwaldes.

**Vom Werk des Gustav-Adolf-Vereins**

es. Unjährlieh ist das Opfer des ersten Advent für das große Werk des Gustav-Adolf-Vereins bestimmt. Ueber ihn Bescheid zu wissen, tut heute mehr denn je not. Er ist im Deutschen Reich in 31 Hauptvereine gegliedert. Einer von ihnen umfaßt Württemberg. Weniger bekannt ist, daß er auch Hauptvereine in ehemals deutschen Gebieten und in deutschsprechenden Teilen des Auslandes besitzt, so in Danzig, Wien, Polen, in Hermannstadt und in Kolomea in Galizien.

Weltweit die meisten Gaben werden von den deutschen Hauptvereinen aufgebracht. Von 1850 880 RM. im Jahre 1932 waren es 1 772 000 RM. Mit einer Ablieferung von 147 527 RM. an die Zentralkasse in Leipzig steht der Hauptverein Württemberg heute an zweiter Stelle. In den vergangenen Jahren hatte er immer den ersten Platz inne. Von dem vereinsamtierten Geld (1 850 680 RM.) wurden 1 756 600 RM. als Unterstützung an insgesamt 1350 bedürftige evangelische Gemeinden in der reichsdeutschen Diaspora und im Ausland geleitet. Von den letzteren sind 123 in Oesterreich, 133 in der Tschechoslowakei, 144 in Polen, 82 im Baltikum und in Rußland usw.

Die wichtigsten Arbeitszweige des Gustav-Adolf-Werkes liegen im Kirchenbau, der stellenweise nach dem Hauptmangel an Gotteshäusern gedeht ist, wesentlich zurücklag, in der Hilfeleistung für die Werke der Diakonie und in der Heranbildung von persönlichen Arbeitstkräften für die Diaspora. Die Hilfeleistung für die Werke der Diakonie liegt vor allem den Gustav-Adolf-Frauenvereinen ob, die ihre Einzelgaben und ihr sonstiges Liebeswerk in der Regel Diakonissenhäusern und ihren Arbeitsfeldern, vor allem den Werken der Kinderhilfe zuwenden. Die allerwichtigste Aufgabe des Gesamtvereins ist und bleibt für den Augenblick die Heranbildung der persönlichen Arbeitstkräfte für die Diaspora. Hierher gehört die Ausbildung und Ausendung männlicher Hilfstkräfte in den Gemeinbedienst, vor allem aber die Schulung und Erziehung tatkräftigen Nachwuchses für das Pfarramt. Aus der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Aufgabe folgte der Entschluß des Zentralkomitees, ein Drittel der jährlichen Gaben für die Ausbildung von jungen Theologen der Diaspora zuzulegen. Daß der Gustav-Adolf-Verein endlich führend mitwirkte bei dem Hilswerk für die Rußland-Deutschen, ist bekannt. Er konnte aus dem Leben und Wirken des Protestantismus und aus der Arbeit am Auslandsdeutschtum nicht mehr weggedacht werden.

Druck und Verlag: W. Kiefer'sche Buchdruckerei in Altensteig. Hauptvertriebsstelle: L. Paul, Anzeigenleitung: Gust. Wohlschlag, Altensteig, D.-R. d. L. Nr.: 2100

**Kohlen auf dem Linien Schiff „Hessen“**

Von Steuermannsmaat Struzyna, Linien Schiff „Hessen“

Das Artilleriegeschiff ist beendet, ruhig und friedlich liegt das 13 600 Tonnen große Schiff im Kieler Hafen. Ein feiner Dunst hüllt den Hafen ein, spiegelglatt ist das Wasser. Doch nicht so schmutzig wie gewohnt liegt das Schiff an der Boje. Die großen Bordwände sind mit Verjenningsbehälter, und wer genauer hinsieht, merkt auch, daß die Oberbedeckung geräumt ist und verschiedene Niedergänge fehlen. Neben dem Schiff liegen vier Kohlenprähme mit je 150 Tonnen Kohle. In einer Ecke jedes Prähmes liegen 50 Körbe. Heute soll der Kohlenvorrat ergänzt werden. Doch noch herrscht Ruhe überall. Nur an Oberdeck steht man den W.D. (Wachhabenden Offizier) auf und ab gehen und am Eingang zum Bohndek erhält der „Läufer Deck“ noch einige Anweisungen.

6 Uhr: — — — rufe — — — rufe, der Weckruf tönt durch's Schiff, der Läufer glast mit der Schiffsglocke die Uhrzeit, und kurz danach sieht man die ersten Seeleute mit der Waschkübel unter dem Arm zur Bad laufen. Das Schiff gleicht einem Ameisenhaufen, ein reger Betrieb geht mit dem Wecken ein. Der Bootsmaat der Wache erhält seine Befehle vom W.D. und pfeift diese durch das Schiff. Eine halbe Stunde nach dem Wecken gibt es Kaffee, der beliebte Pfliff „Baden und Banken“ ist das Signal dafür. Doch heute ist die Zeit knapp, viel Arbeit wartet auf ihre Erledigung.

„Alle Mann Anzug Kohlenzeug“, ist der nächste Pfiff, d. h. heute braucht der Anzug keine Uniform zu sein, heute darf jeder Soldat anziehen, was er will. Der Phantasie ist freier Lauf gelassen. Und so sieht man auch die unmöglichsten Zusammenstellungen: Herrenanzüge, Frauenkleider, Sporthose und Stiefel, Frack und weiße Handschuhe und viele andere Anzüge mehr machen das Kohlen äußerlich zum Kostümfest. Aber das ist Tradition bei der Marine und sie ist uns heilig; denn so haben es unsere Väter und Brüder getan und so soll es sein, solange es Fahrzeug mit Kohlenfeuerung bei der Marine gibt.

„Alle Mann auf die Schanze“ — pfeift der Bootsmanmaat der Wache. In kurzer Zeit steht die Befehlsaufstellung auf dem befohlenen Platz. Der 1. D. (1. Offizier) kommt auf die Schanze, auch er ist äußerlich auf das Kohlen vorbereitet. „Guten Morgen, Soldaten“ — und ein Lächeln geht über sein Gesicht beim Anblick seiner Seeleute in diesen Phantasteanzügen. „Guten Morg'n, Herr Kap'tän“, antwortet die Befehlsaufstellung.

„Wir werden heute 600 Tonnen Kohle übernehmen; wenn jeder ordentlich zusieht, dann sind wir in 2 Stunden fertig, und nach dem Kohlen wird ordentlich Reinschiff gemacht; danach ist „Klarred“, Freizeit. Wann Ihr heute mit dem Dienst fertig werdet, liegt an jedem einzelnen. Also, zugefakt!“ — „Stillgestanden — divisionsweise zum Kohlen weggetreten!“

Die Offiziere nehmen die Verteilung der Mannschaften vor. Die ganze Befehlsaufstellung ist am Kohlen beteiligt, sogar die Schreiber, Sanitäter, Verwalter, das Signal- und Steuermannpersonal stehen da nicht zurück. Die Musiker machen Kohlenmusik und die Köche sorgen für das leibliche Wohl der Befehlsaufstellung.

Die Leute sind verteilt, die Kräne nochmals probiert, und die Kapelle hat auf der Brücke Aufstellung genommen, da gibt der 1. D. ein Zeichen, ein Tusch wird gegeben, und schon bringen die Kräne und Winden die ersten vollen Körbe an Bord. Die Musik spielt einen flotten Marsch, und in den Prähmen werden neue Körbe vollgeschaukelt. Es ist erstaunlich, wie fein da alles organisiert ist. Kein Reiben, kein Stöcken, alles läuft wie bei eintr großen Maschine. Nach 10 Minuten ist alles in eine Staubwolke gehüllt. Der feine Kohlenstaub überzieht das ganze Schiff und bedeckt es wie mit einem schwarzen Tuch. Doch davon merken die Seeleute nichts; schaukeln und immer wieder schaukeln ist die Parole.

Aber nicht nur in den Prähmen herrscht dieses Tempo, nein, überall ist größter Eifer zu bemerken. Auf dem Bootsdeck müssen die Körbe entleert werden, und das muß schnell gehen, denn sonst hört man „Körbe — Körbe“ aus den Prähmen. Im Schiff arbeiten die Heizer. Sie müssen die Kohle in die Bunker packen, die Abzüge müssen dauernd frei sein, verstopfte Stellen durchgestoßen werden. Mit einem Schwamm vor Mund und Nase arbeiten sie in den Bunkern wie Bergleute in der Grube.

Nach einer halben Stunde ist das geschaffte Ergebnis der vier Prähme auf eine Tafel geschrieben und so allen Leuten gezeigt. Im Prähm liest ein Unteroffizier die Zahlen laut vor, denn die Seeleute gönnen sich keine Zeit, nach oben zu sehen. Für sie heißt es nur, her mit den leeren Körben, rein mit den Kohlen. Jeder will zuerst fertig sein. Darum Tempo, Tempo, es kann nicht schnell genug gehen. Die Kräne ähzen, die Winden quieken, doch es gibt kein Nachlassen. Im Prähm ist kein Anfeuern notwendig. Jeder gibt sein Bestes her. Langst ist die Oberkleidung entfernt, schweißtriefend wird unermüdlich weitergearbeitet.

Auf einem erhöhten Stand steht der Divisionsoffizier und leitet das Kohlen seiner Division. Tonne um Tonne kommt aus dem Prähm, das Schiff nimmt an Tiefgang zu. Die Zunge klebt am Gaumen, man spuckt nur noch Kohlenstaub. Da endlich kommt Erleichterung: Frischwasser mit Himbeersaft, ein Getränk, das sonst bei den Seeleuten nicht viel Beachtung findet, aber heute ist es willkommen. Schnell einen kräftigen Schluck und weiter geht es. Auf der Brücke spielt die Kapelle flotte Weisen, und wenn sie Schlager spielt, dann wird der Rehrum oft von der Befehlsaufstellung mitgegeben. Doch das Tempo wird dadurch nicht vermindert, das geben die Schauler in den Prähmen an und die hören nichts von der Musik. Der 1. D. und der Oberbootsmann besprechen schon das Reinschiff. Des „Ersten“ Sorge ist der viele Dreck auf dem sonst so schönen Schiff. Auch die beschädigte Farbe macht ihm Kummer.

Zwei bis drei Stunden dauert solch eine Uebernahme. Wenn ein Prähm leer ist, dann spielt die Kapelle einen Tusch und die Seeleute schlagen mit den Schaufeln gegen die Wände des Prähms. Die Decks werden besenrein gemacht und dann alle Mann „Sichwaschen“.

So mancher der jungen Rekruten hat hier die erste wirklich schwere Arbeit in seinem Leben getan. Die Wasen und Schwielen an den Händen sind Zeuge davon. Auch die Sanitäter und Schreiber merken, daß diese Arbeit schwerer ist als der tägliche Dienst.

Nach dem Waschen ist „Reinschiff“ angelegt. Unermüdliche Wassermengen ergießen sich über das Schiff. Mit Schrubbern und Besen werden die Decks und Wände bearbeitet. Ist die Farbe beschädigt, dann erhält die Wand einen neuen Anstrich. Wer nach Dienstbeendigung das Schiff besichtigt oder zum Besuch von Angehörigen an Bord kommt, merkt nichts mehr davon, daß heute 600 Tonnen Kohlen über die Decks geschüttet wurden, der findet nicht ein Staubchen Kohle.

**Rundfunk**

Freitag, 30. November:

- 10.15 Aus Köln: Schulfunk — Stufe 3: „Stählerne Aere“
- 10.55 Italienische Canzonen
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Was man immer wieder gerne hört
- 15.15 Kleine Stücke für Klavier
- 15.30 Kinderkunde: Die Schlacht um Fiddel“
- 16.00 Aus Berlin: Nachmittagskonzert
- 17.00 Militia Korpus Singt!
- 18.00 Hitlerjugend-Funk: „Zwoa Brett'l a g'führiger Sauer“
- 18.30 Unterhaltungskonzert
- 20.15 Aus Berlin: Stunde der Nation: „Lachende Poeterei“
- 21.00 Aus Frankfurt: Tanzmusik
- 22.15 Nach Frankfurt: Saarländer sprechen
- 22.30 Sportvorlauf
- 23.00 Rundherum, das ist nicht schwer!“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

**Buntes Allerlei**

Eine einfache Erledigung

§ Der Schaffner eines Strahnenbahnwagens in Budapest hat seine Fahrgäste, ihre Fahrkarten selbst zu halten, während er sie mit einer Hand knipste. Mit der anderen drehte er ein Taschentuch gegen die arg geschwollene Bode.

Jahnmeh?“ fragten die Fahrgäste mitteilig, „aber wenn es so schlimm ist, bleibt man doch zu Hause oder geht zum Zahnarzt.“ „Sie haben gut reden“, ächzte der Schaffner, „aber wenn man Frau und Kinder hat, zwei Jahre arbeitslos war und eben erst wieder Stellung gefunden hat, sieht man lieber sein ganzes Gehil auf's Spiel, ehe man den hundert anderen, die auf der Warteliste stehen, Platz macht.“

„Gehen Sie sogleich zum Zahnarzt“, rief ein vergnügt aussehender, wohlbeleibter Herr. „Wenn man lange wartet, bekommt man ein Zahngeschwür, und was das heißt, habe ich bei meiner Schwiegermutter erlebt. Sie sind doch ein Mann — also zum Zahnarzt, ehe es zu spät ist.“ — „Und ob ich Mann genug bin“, stieß der vorerregte Schaffner hervor, „lofort siehe ich mir den Zahn an, hätte ich nicht noch zwei Stunden auf der Plattform zu stehen.“

Da legte sich eine Hand auf die Schulter des Schaffners, und als er herumkehrte, sah er sich einem wohlgekleideten Herrn gegenüber, der eine kleine Ledertasche trug. „Wenn es wirklich so schlimm ist“, sagte er, „ziehe ich Ihnen den Zahn gleich hier auf der Plattform. Ich bin Zahnarzt.“

An der nächsten Haltestelle hat der Schaffner die Fahrgäste um einen Augenblick Geduld und begab sich auf die hintere Plattform, wo der Zahnarzt, die blante Zange in der Hand, seiner wartete.

„Den Mund auf — recht weit!“ Und — ruck — war's auch schon geschehen. „Eisen!“ riefen die Fahrgäste, und alle lachten.

Sie sehen es schon den Kälten an!

Von Marseille aus werden sich 14 japanische Reisende in alle Länder Europas verteilen. Denn man ruft überall nach ihnen. Es hätten noch mehr über das Wasser kommen sollen. Aber so viele gibt es von diesen Spezialisten nun doch nicht. Diese Japaner sind nämlich imstande, bei Kälten, die eben erst ausgebrochen sind, genau zu bestimmen, ob daraus Hähne oder Hühner werden.

Das war bis heute für die Jachtklanten ein großes Rätselraten, die die Kälten ein wenig größer geworden waren. Hier haben sich Jachtleute allein für diese „Wissenschaft“ ausgebildet. Man lächelt nicht darüber. Es ist keine Kleinigkeit, diese Kunst zu lernen. Denn in den Veterinärkassen in Japan werden im Jahre unter 100 Schülern vielleicht vier oder fünf für befähigt befunden, als „Ausleser“ aufzutreten. Ob die Japaner den europäischen Jachtlern ihre Kunst verraten oder sich bei ihnen vorzuziehen wollen mit ihrem Wissen, muß man erst noch abwarten. Jedenfalls — wo sie hinkommen — da wird kein Hahn mehr für ein Huhn gehalten.

**„Blutspenden“**

„Andant ist der Welt Lohn.“ Dieses alte Sprichwort bewahrheitet sich immer wieder. So beklagte sich vor einigen Tagen der bekannte „Blutspender“ Ungarns, der 50 Jahre alte Samuel Szegö daß ihm eine Reihe von Leuten, denen er bei Transfusionen sein eigenes Blut gegeben hatte, das Geld dafür schuldig geblieben sind. Er könne auf die Bezahlung nicht mehr länger warten, da er öfter sein Blut unterlassen lassen und sich einer bestimmten Diät leben müsse. — Bisher hat Szegö für die Errettung Schwerkranker bereits über 30 Liter Blut abgegeben.

**Büchertisch**

Lehmann, Walter. **Vererbung und Rasse.** Selbstunterrichtsbüchlein, herausgegeben vom Rastischen Lehrinstitut, Potsdam. 2. Brief mit 23 Abb. RM. 0,90. Verlag Bonneh & Hochfeld, Potsdam. Zu haben in der Buchhandlung L. Paul in Altensteig.

Der soeben erschienene zweite Unterrichtsbrief läßt nunmehr die großen Vorteile der Reichsdeutschen Rastin klar hervortreten. Hier wird über Vererbung und Rasse nicht nur berichtet, sondern hier wird der Leser zur kräftigen Mitarbeit herangezogen. Der zweite Brief bringt daher zunächst die ausführlichen Lösungen der Übungsaufgaben sowie die Antworten auf die Prüfungsfragen über den Inhalt des ersten Briefes. Die Darstellung geht dann ein auf dominante und rezessive Vererbung bei einem und bei zwei Merkmalspaaren. Die zahlreichen Abbildungen unterstützen den Text auf das wirksamste.

